

# Gebrauch und Bedeutung exemplarisch eingeführter Prädikate

Von FRANZ v. KUTSCHERA (Regensburg)

Ein zentrales Thema der Sprachphilosophie ist die Frage nach der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke. Bezüglich dieser Frage stehen sich im wesentlichen zwei Gruppen von Theorien gegenüber: Die eine Gruppe solcher Theorien bilden die *realistischen* Theorien oder Abbildtheorien, nach denen die Bedeutung als eine konventionelle Beziehung zwischen sprachlichen Ausdrücken und sprachunabhängig vorgegebenen konkreten oder abstrakten Entitäten aufgefaßt wird. Danach wird ein Ausdruck dadurch zu einem bedeutungsvollen Zeichen, daß man ihm durch eine Konvention – sei sie explizit festgelegt oder implizit im üblichen Gebrauch des Ausdrucks enthalten – ein unabhängig von ihm gegebenes Objekt als Bedeutung zuordnet. Nach diesen Theorien bedeuten z. B. Prädikate<sup>1</sup>, d. h. Wörter wie „rot“, „Mensch“, „größer als“ usw. Begriffe, und Begriffe werden als Entitäten aufgefaßt, die unabhängig davon existieren, ob es Ausdrücke gibt, die sie bedeuten, und die auch ohne das Medium der Sprache erkenntnismäßig zur Gegebenheit kommen können<sup>2</sup>.

Die andere Gruppe von Bedeutungstheorien wollen wir hier einmal, um eine einheitliche Bezeichnung zu haben, *pragmatisch* nennen, da sie ihren Ausgang von den Begründern des Pragmatismus, Peirce und James nehmen<sup>3</sup>. Sie betonen, daß man offenbar nicht im gleichen Sinn auf Begriffe hinweisen kann, wie auf konkrete Dinge; Begriffe lassen sich nur durch Prädikate kennzeichnen. Daher kann man die Prädikatbedeutungen nicht durch Hinweise auf Begriffe erklären, sondern muß umgekehrt sagen: Begriffe sind Abstraktionen aus Prädikaten auf der Grundlage der Synonymität. Prädikate sind in ihrer Bedeutung aber bestimmt durch die Art und Weise, wie wir sie gebrauchen. Die Verallgemeinerung dieses Gedankens bildet das leitende Prinzip des Pragmatismus: Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke wird nicht durch eine Zuordnung von Entitäten festgelegt, sondern ist durch den Gebrauch bestimmt, den wir von

---

<sup>1</sup> Hier wie im folgenden legen wir den logischen, nicht den grammatikalischen Sinn des Wortes „Prädikat“ zugrunde. Vgl. dazu etwa W. Kamlah und P. Lorenzen: *Logische Propädeutik*, Mannheim 1967, § 2.

<sup>2</sup> Die Bezeichnung „realistische“ Bedeutungstheorien versteht sich daraus, daß sich mit den betrachteten Theorien ein Begriffsrealismus verbindet, sei es in Form des Platonismus oder des Konzeptualismus.

<sup>3</sup> „Pragmatismus“ ist, wie auch die meisten anderen Bezeichnungen philosophischer Richtungen, ein Obertitel für teilweise recht heterogene Theorien. Wir verwenden das Wort „pragmatisch“ hier ausschließlich im Sinne der nachfolgenden Andeutungen, nicht als Charakterisierung eines gesamtphilosophischen Horizonts. Andernfalls könnten wir z. B. Wittgensteins Ideen zur Sprachphilosophie nicht als „pragmatisch“ bezeichnen, da sie viele Komponenten enthalten, die über den Pragmatismus im engeren Sinn weit hinausreichen.

ihnen machen. Etwas vereinfachend kann man sagen, die Grundformel der pragmatischen Semiotik sei: „Die Bedeutung sprachlicher Zeichen ist ihr Gebrauch“<sup>4</sup>.

Aus der sehr weit verzweigten Problematik, die sich mit der Auseinandersetzung zwischen realistischen und pragmatischen Bedeutungstheorien verbindet<sup>5</sup>, soll im folgenden nur eine Frage herausgegriffen und diskutiert werden: Wie läßt sich die Bedeutung eines Prädikats bestimmen, das exemplarisch erklärt wird durch Beispiele seiner Verwendung in Einzelfällen? Wie kann man aufgrund von Beispielen die allgemeine Verwendung eines Prädikats erlernen?

Diese Frage soll anhand der Aussagen Ludwig Wittgensteins in den „Philosophischen Untersuchungen“<sup>6</sup> und Willard Van Orman Quines in „Word and Object“<sup>7</sup> behandelt werden, und dabei sollen den pragmatischen Ansätzen dieser Autoren die realistischen Ideen gegenübergestellt werden.

### 1. Wittgensteins Aussagen über exemplarisch erklärte Prädikate

Die sprachphilosophischen Gedanken Wittgensteins in den „Philosophischen Untersuchungen“ sind ebenso entschieden pragmatisch – im oben skizzierten Sinne – wie die des „Tractatus logico-philosophicus“ entschieden realistisch waren. Nach den „Philosophischen Untersuchungen“ erhält ein sprachlicher Ausdruck nicht dadurch Bedeutung, daß man ihm eine Entität zuordnet (einen Gegenstand, einen Begriff, eine Proposition), sondern dadurch, daß er von der Sprachgemeinschaft in bestimmter Weise gebraucht wird. Nach Wittgenstein kann man „für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn auch nicht für alle Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“<sup>8</sup>.

Obwohl nun der Terminus „Gebrauch“ ein Schlüsselwort der pragmatischen Semantik ist, wird er doch meist unreflektiert in vieldeutiger Weise verwendet<sup>9</sup>. Zunächst muß man offenbar den im Sinne eines sprachlichen Standards *korrek-*

<sup>4</sup> Peirce sagt: „... there is no distinction of meaning so fine as to consist in anything but a possible difference of practice.“ (Collected Papers V, ed. Ch. Hartshorne und P. Weiss, Cambridge/Mass. 1965, S. 257). Und Charles W. Morris sagt: „... the meaning of a sign is exhaustively specified by the ascertainment of its rules of usage ...“ (Foundations of the Theory of Signs, Chicago 1938, S. 47).

<sup>5</sup> Zur Problematik der Identifizierung von Wortgebrauch und Wortbedeutung vgl. z. B. N. Chomsky „Review of B. F. Skinner’s ‚Verbal Behavior‘“, Language 35 (1959), S. 26–58 und G. Hallett „Wittgenstein’s Definition of Meaning as Use“, New York 1967, sowie die in Anmerkung 9 und 10 zitierten Arbeiten.

<sup>6</sup> L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, hrsg. von G. E. M. Anscombe und R. Rhees, Oxford 1953, im folgenden abgekürzt als „PhU“.

<sup>7</sup> W. V. Quine: Word and Object, New York 1960. Im folgenden abgekürzt als „WO“.

<sup>8</sup> PhU 43.

<sup>9</sup> Die Vagheit und Vieldeutigkeit des Wortes „Gebrauch“ („use“) ist insbesondere auch von J. N. Findlay in „Use, usage, and meaning, Proc. Arist. Soc., Suppl. vol. 35 (1961), von J. Xenakis in „Meaning“, Methodos 24 (1954), und von P. F. Strawson in „Review of Wittgenstein’s Philosophical Investigations“, Mind 63 (1954), hervorgehoben worden.

ten Gebrauch eines Wortes von seinem *faktischen* Gebrauch unterscheiden. Die Bedeutung eines Wortes kann aber nur mit seinem korrekten Gebrauch identifiziert werden, nicht mit seinem faktischen Gebrauch, der keine zureichende Abgrenzung der Bedeutung erlauben würde, da die Wörter tatsächlich von den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft wie auch vom einzelnen oft in mit einander unverträglichen Weisen gebraucht werden<sup>10</sup>.

Noch wichtiger ist es aber, daß man die Art und Weise des Gebrauchs eines Wortes von den konkreten Fällen seiner Verwendung unterscheidet: Die *Art und Weise*, wie ein Wort  $W$  gebraucht wird, läßt sich darstellen als Regel, daß das Wort  $W$  angewendet werden darf genau dann, wenn bestimmte Bedingungen  $R(W)$  erfüllt sind. So wird z. B. die Art und Weise des Gebrauchs des Prädikats „rot“ durch die Regel festgelegt, daß auf einen Gegenstand  $a$  das Prädikat „rot“ angewendet werden darf genau dann, wenn die Bedingung erfüllt ist, daß  $a$  rot ist. Dieser Art und Weise des Gebrauchs von  $W$  stehen gegenüber die Instanzen der Verwendung von  $W$ , daß  $W$  in diesen und jenen Situationen auf diese und jene Gegenstände angewendet wurde, der *instantielle* Gebrauch von  $W$ , wie man auch sagen könnte.

Wenn man nun sagt, daß die Bedeutung eines Wortes  $W$  sein Gebrauch in der Sprache ist, bzw. schwächer: durch diesen Gebrauch determiniert wird, so meint man dabei offensichtlich die Art und Weise des korrekten Gebrauchs von  $W$ .

Wie sieht nun Wittgensteins These von der Identität von Wortgebrauch und Wortbedeutung im Fall exemplarisch eingeführter Prädikate aus?

Nehmen wir an, eine Person  $X$ , die den Gebrauch und die Bedeutung eines uns unbekanntes einstelligen Prädikats  $F$  kennt, lehrt uns dessen Gebrauch, indem sie uns sagt, daß  $F$  auf diese und jene Gegenstände angewendet werden kann, nicht aber auf jene und diese. Wir gewinnen so zwei endliche Klassen von Objekten  $K(F)$  und  $K^*(F)$ , für die wir wissen, daß  $F$  auf alle Elemente der ersten und auf kein Element der zweiten Klasse zutrifft.  $K(F)$  und  $K^*(F)$  enthalten also Beispiele für die richtige Verwendung von  $F$ .

Ist nun durch eine solche exemplarische Aufweisung des Gebrauchs von  $F$  die Art und Weise des Gebrauchs von  $F$  und damit die Bedeutung von  $F$  festgelegt? Das ist offenbar nur dann der Fall, wenn der Bereich der Gegenstände  $D(F)$ , für die  $F$  überhaupt erklärt ist, denen sich  $F$  sinnvollerweise zu- oder absprechen läßt, mit der Vereinigung von  $K(F)$  und  $K^*(F)$  zusammenfällt. Die Fälle von Prädikaten  $F$ , für die sich  $D(F)$  in Form einer endlichen Liste von Gegenständen angeben läßt, sind aber nun gerade die uninteressanten Spezialfälle. Denn für solche Prädikate, die dadurch definiert sind, daß sie auf bestimmte, aufgezählte Objekte zutreffen und auf bestimmte aufgezählte andere nicht, haben alle Anwendungen von  $F$  analytischen Charakter. Damit sich mit  $F$  synthetische Aussagen machen lassen, also „neue Sachverhalte mitteilen lassen“<sup>11</sup>, muß  $D(F)$  ein offener, z. B. ein unendlicher Bereich sein. In diesem Fall aber, den wir im

<sup>10</sup> Daß man bei Wittgenstein „korrekter Gebrauch“ statt „Gebrauch“ zu lesen hat, haben auch G. Pitcher in: *The Philosophy of Wittgenstein*, Englewood Cliffs/N. J. 1964, und W. Stegmüller in: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*, Stuttgart 1965, hervorgehoben.

<sup>11</sup> Vgl. L. Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*, London 1922, 4.027.

folgenden immer vor Augen haben werden, sagt die Festlegung von  $F$  für die Objekte aus  $K(F)$  und  $K^*(F)$  nichts darüber aus, ob  $F$  auf ein neues, nicht in  $K(F)$  oder  $K^*(F)$  enthaltenes Objekt angewendet werden darf oder nicht. Beispiele für die Anwendung von  $F$  zeichnen kein allgemeines Kriterium  $R(F)$  für die Anwendung von  $F$  aus. Ist  $D(F)$  unendlich, so gibt es vielmehr überabzählbar viele Bedingungen, die auf alle Objekte aus  $K(F)$  zutreffen, aber auf kein Objekt aus  $K^*(F)$ .

Wittgenstein illustriert diesen Sachverhalt am Beispiel der Aufgabe, das Bildungsgesetz einer unendlichen Reihe von Zahlen zu bestimmen, von der nur endlich viele Anfangsglieder gegeben sind. Solche Aufgaben finden sich z. B. in psychologischen Intelligenztests. Es sind da etwa die Anfangsglieder 1, 4, 9, 16 einer Reihe gegeben, und es wird verlangt, das nächste Glied der Reihe hinzuschreiben. Wenn nun der Prüfling die Zahl 25 hinschreibt, wird er vom Testenden als intelligent angesehen, schreibt er aber z. B. 3 hin, so wird er sich abschätzige Bemerkungen über seine Intelligenz einhandeln. Aber ganz zu Unrecht! 25 ist nicht richtiger als 3 oder sonst eine Zahl, denn es gibt nicht „die“ richtige Fortsetzung der Zahlen 1, 4, 9, 16 zu einer Reihe, sondern es gibt ebenso viele mögliche Fortsetzungen, wie es Zahlen gibt: Eine Reihe ist ja eine Funktion, die jeder natürlichen Zahl (1, 2, . . .) eine Zahl zuordnet, und es ist gefordert, eine Funktion  $f(x)$  anzugeben, für die gilt  $f(1) = 1$ ,  $f(2) = 4$ ,  $f(3) = 9$  und  $f(4) = 16$ . Eine solche Funktion ist  $f(x) = x^2$ , eine andere aber wird z. B. durch Definition „ $f(x) = x^2$  für  $x < 4$  und  $f(x) = 3$  für  $x > 4$ “ angegeben. Mit einem endlichen Anfangsabschnitt sind also beliebige Fortsetzungen zu einer Reihe verträglich, und ebenso sind mit den Beispielen  $K(F)$  und  $K^*(F)$  beliebige Fortsetzungen von  $F$  verträglich. Wie also soll man aus der exemplarischen Erklärung eines Prädikats entnehmen, welche Fortsetzung die richtige ist? Offenbar muß das möglich sein, denn die exemplarische Erlernung von Prädikaten funktioniert praktisch ja recht gut.

Auf die Frage nach der richtigen Fortsetzung eines Prädikats über eine endliche Beispielsklasse hinaus findet sich in den „Philosophischen Untersuchungen“ nur die Antwort, daß die richtige Fortsetzung diejenige sei, die im Einklang steht mit dem Gebrauch des Prädikats durch die Sprachgemeinschaft.

Diese Aussage ist soweit sicher richtig: Sprachliche Ausdrücke haben eine Bedeutung nur kraft Konvention, die sich für die umgangssprachlichen Wörter im allgemeinen (korrekten) Sprachgebrauch ausdrückt. Wenn man also fragt, ob man das Prädikat  $F$  auf einen Gegenstand  $a$  anwenden kann, so wird man zunächst einmal auf die Regel für den Gebrauch von  $F$  als Sprachkonvention zurückgehen müssen, die das Anwendungskriterium  $R(F)$  liefert, dessen Erfülltsein im Falle von  $a$  dann eine Tatsachenfrage ist. Diese Aussage gibt uns aber auf unsere Frage keine Antwort, denn diese Frage ist ja: Vorausgesetzt, es gibt eine allgemeine Regel für den Gebrauch von  $F$ , wie läßt sich diese Regel, speziell: wie läßt sich das Anwendungskriterium  $R(F)$  aus dem Gebrauch von  $F$  in Einzelfällen erkennen?

Viele Äußerungen Wittgensteins in den „Philosophischen Untersuchungen“ deuten nun aber darauf hin, daß Wittgenstein im allgemeinen Sprachgebrauch

mehr sieht als nur die allgemeine Konvention über die Verwendung eines Wortes, daß er nämlich den allgemeinen Sprachgebrauch auch als Anwendungskriterium versteht. So sagt er, daß man jemand die Worte durch Beispiele und Übungen gebrauchen lehrt. „Und dabei teile ich ihm nicht weniger mit, als ich selber weiß<sup>12</sup>.“ Wenn man beachtet, daß Wittgenstein einen klaren Unterschied macht zwischen dem, was man weiß, und dem, was man sagen kann<sup>13</sup>, so scheint sich daraus zu ergeben, daß auch derjenige, der weiß, wie ein Prädikat *F* gebraucht wird, nur den Gebrauch von *F* für eine (gegenüber dem Lernenden allerdings sehr große) Klasse von Beispielen kennt, daß die „allgemeine Regel“, die er für den Gebrauch von *F* kennt, darin besteht, daß er weiß, daß man „allgemein“ *F* in den und den Fällen so und so verwendet. Wittgenstein scheint so oft anstelle der durch eine generelle Regel festgelegten Art und Weise des Gebrauchs von *F* den instantiellen Gebrauch von *F* für eine große Klasse von Beispielen im Auge zu haben und in ihm den „Sprachgebrauch“ zu erblicken.

Weiterhin verwirft Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ die Möglichkeit von Privatsprachen, d. h. von Ausdrücken, die für private Empfindungen, seelische Erlebnisse etc. eines Subjekts stehen, und ein Argument dabei ist, daß man bezüglich privatsprachlicher Wörter nicht von einer richtigen Verwendung sprechen könne, da sich das allgemeine Kriterium der richtigen Verwendung – die Übereinstimmung mit dem Gebrauch der Sprachgemeinschaft – hier nicht anwenden ließe. Versteht man aber dieses Kriterium als allgemeine Adäquatheitsbedingung, in der von der Art und Weise des Wortgebrauchs, von der generellen sprachlichen Konvention die Rede ist, so ist die Brauchbarkeit dieses Kriteriums unabhängig davon, wie viele Mitglieder die Sprachgemeinschaft hat, und sei es auch nur ein einziges. So verstanden läßt sich also die Behauptung Wittgensteins nicht als Argument gegen Privatsprachen verwenden. Daher liegt es nahe, sie so zu deuten, daß Wittgenstein hier den allgemeinen Sprachgebrauch, den Gebrauch der anderen Mitglieder der Sprachgemeinschaft, als Anwendungskriterium der Wörter versteht. Denn dann entfällt im Fall privatsprachlicher Wörter dieses Anwendungskriterium, und man kann bezüglich des richtigen Gebrauchs dieser Ausdrücke sagen, „... richtig ist, was immer mir (in der Zukunft) als richtig erscheinen wird. Und das heißt, daß hier von ‚richtig‘ nicht geredet werden kann“<sup>14</sup>. In diesem Sinn ist für Wittgenstein „einer Regel folgen“ auch eine allgemeine Praxis, bei der man dem folgt, was die Sprachgemeinschaft übereinstimmend tut<sup>15</sup>.

Nun ist es zwar so, daß derjenige, der den Gebrauch eines Prädikats *F* erlernen will, sich in den Anwendungen von *F* zunächst nach dem Gebrauch von *F* richtet, den die Sprachgemeinschaft, bzw. sein Lehrer *X* von *F* macht, daß er sich in seinen Verwendungen von *F* korrigieren und bestätigen läßt, wenn er aber erfaßt hat, wie *F* gebraucht wird, d. h. wenn ihm die Anwendungskriterien *R*(*F*) aufgegangen sind, dann wird er in seinen Anwendungen von *F* von

<sup>12</sup> PhU 208.

<sup>13</sup> PhU 78.

<sup>14</sup> PhU 258. Vgl. auch PhU 202.

<sup>15</sup> Vgl. PhU 199.

den anderen unabhängig und braucht nicht mehr auf das zu achten, was die anderen sagen. Die Frage, ob  $F$  einem neuen Gegenstand  $a$  zugesprochen werden kann, ist dann für ihn nicht mehr eine Frage des Sprachgebrauchs – der ist durch die Kenntnis der Bedingung  $R(F)$  endgültig festgelegt – sondern eine Tatsachenfrage, die Frage, ob die Bedingung  $R(F)$  im Falle von  $a$  erfüllt ist. Wäre das Sprachverhalten der anderen das Anwendungskriterium, so müßte man bei jeder Anwendung von  $F$  auf einen neuen Gegenstand eine Abstimmung darüber halten, ob man  $F$  dem  $a$  zusprechen soll oder nicht. Alle Anwendungen von  $F$ , für die  $F$  festgelegt ist, auf die man sich geeinigt hat, wären dann aber als Definitionsbestandteile von  $F$  ohne empirischen Gehalt, und so ließen sich mit  $F$  keine neuen Sachverhalte mitteilen.

Daß jedoch Wittgenstein seine Behauptung, auch das Anwendungskriterium für Wörter sei ein Kriterium der intersubjektiven Übereinstimmung im Wortgebrauch, nicht in dieser gänzlich inadäquaten Weise gemeint hat, ergibt sich aus seiner Bemerkung, es sei nicht das gleiche, „was alle oder die meisten Menschen übereinstimmend so ansehen. . . . Denn, um Gleichheit zu konstatieren, benütze ich ja natürlich nicht die Übereinstimmung der Menschen! – Welche Kriterien verwendest du also? Gar keins. Das Wort ohne Rechtfertigung zu gebrauchen, heißt nicht, es zu Unrecht gebrauchen<sup>16</sup>.“

Hier erscheint nun die Fähigkeit, ein Prädikat exemplarisch zu erlernen, allgemein: einer Regel folgen, als eine nicht weiter analysierbare menschliche Grundfähigkeit. Und in diesem Sinn äußert sich Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ vorwiegend zu dem Problem. Wir können eben tatsächlich Regeln exemplarisch erlernen, mehr läßt sich dazu nicht sagen; warum wir der Regel so und nicht anders folgen, ist nicht weiter begründbar: „Wie kann er wissen, wie er selbständig fortzusetzen hat? – Nun, wie weiß ich’s? – Wenn das heißt: ‚Habe ich Gründe?‘, so ist die Antwort: Die Gründe werden mir bald ausgehen. Und ich werde dann ohne Gründe handeln<sup>17</sup>.“ Und: „Wie kann ich einer Regel folgen? – Wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, daß ich so nach ihr handle. Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen: ‚So handle ich eben‘<sup>18</sup>.“ Und: „Mit welchem Recht sage ich: ‚Ja, das ist rot?‘ Nun, ich sage es; und es läßt sich nicht rechtfertigen. Und auch für dieses Sprachspiel . . . ist es charakteristisch, daß es sich unter der ruhigen Zustimmung aller Menschen vollzöge<sup>19</sup>.“

Es ist aber recht unbefriedigend, daß man sich bei dem Phänomen der exemplarischen Erlernbarkeit von Prädikaten, das doch immerhin ein fundamentales Beispiel dafür ist, wie Sprache erworben wird und funktioniert, dabei

<sup>16</sup> L. Wittgenstein: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik, hrsg. von G. H. v. Wright, R. Rhees und G. E. M. Anscombe, Oxford 1956 (im folgenden zitiert als „BGM“), 181.

<sup>17</sup> PhU 211.

<sup>18</sup> PhU 217.

<sup>19</sup> BGM 184.

beruhigen soll, daß es sich hier um ein nicht weiter analysierbares Phänomen, einen nicht erhellbaren Grundvorgang handle. Wenn man die Leistung der Sprache überhaupt tiefer verstehen will, so kann man dies Phänomen nicht einfach auf sich beruhen lassen.

Von einem realistischen Standpunkt aus würde man es so erklären: Durch die Beispiele des Gebrauchs von  $F$  aus  $K(F)$  und  $K^*(F)$  ist zwar ein Anwendungskriterium  $R(F)$  nicht eindeutig ausgezeichnet, der Lernende kann aber verschiedene solche Bedingungen  $R(F)$  betrachten, die mit  $K(F)$  und  $K^*(F)$  verträglich sind, d. h. die auf alle Objekte aus  $K(F)$  zutreffen, aber auf kein Objekt aus  $K^*(F)$ , und kann diese Deutungshypothesen durch die Beobachtung weiterer Gebrauchsfälle von  $F$  induktiv bestätigen bzw. erschüttern und so zu einer induktiven Auszeichnung einer Bedingung  $R(F)$  gelangen.

Gegen eine solche Auffassung des Erlernens von Prädikaten wendet sich Wittgenstein aber mit Nachdruck. Er lehnt es, gemäß der pragmatischen Lehre von der Priorität der Prädikate gegenüber den Begriffen, einmal ab, Prädikate durch Rückgriff auf Begriffe oder Bedingungen zu erklären: Der Gebrauch eines Prädikats  $F$  kann nicht durch einen  $R(F)$  definierenden Begriff erklärt werden, da Begriffe erst durch Abstraktion aus Prädikaten gewonnen werden. Nach Wittgenstein erlernen wir die Begriffe erst mit der Sprache und mit den Prädikaten erst die Fähigkeit begrifflicher Unterscheidung. Er sagt: „Wie erlerne ich, daß diese Farbe rot ist?“ – Eine Antwort wäre: „Ich habe Deutsch gelernt<sup>20</sup>.“ D. h.: Indem ich das Prädikat „rot“ erlerne, lerne ich nicht die abstrakte Regel: „Das Prädikat ‚rot‘ darf auf  $a$  angewendet werden genau dann, wenn  $a$  rot ist“, sondern ich lerne, mich mit Hilfe des Wortes „rot“ in der Welt zu orientieren, lerne die Dinge in rote und nichtrote zu unterscheiden.

Weiterhin leugnet Wittgenstein eine entscheidende Voraussetzung der Frage, welche die Auffassung vom induktiven Erlernen der Prädikate lösen will, die Voraussetzung nämlich, daß man überhaupt von einer wohlbestimmten Bedeutung bzw. einer wohlbestimmten und allgemeinen Regel für den Gebrauch eines Prädikats der Umgangssprache reden kann.

Wittgenstein verweist dabei einmal auf die Offenheit dieser Prädikate<sup>21</sup>: Sie sind nicht, wie wir in logischer Idealisierung oft annehmen, für einen wohldefinierten Bereich von Gegenständen so erklärt, daß für jeden dieser Gegenstände eindeutig festliegt – wenn das auch nicht immer entscheidbar zu sein braucht – ob ihm das Prädikat zu- oder abzusprechen ist. Umgangssprachliche Prädikate haben vielmehr einen gewissen Vagheitshorizont, in dem es keine verbindlichen Kriterien mehr gibt, die besagen, ob das Prädikat für einen Gegenstand noch erklärt ist, bzw. ob es diesem Gegenstand zuzusprechen ist. Während so z. B. für viele Dinge kein Zweifel besteht, ob sie als „rot“ zu bezeichnen sind oder nicht, gibt es andere, deren Farbe mehr ins Orange oder Violett hinüberspielt, für die sich nicht mehr verbindlich sagen läßt, ob man sie noch als „rot“, oder schon als „orange“, bzw. „violett“ bezeichnen soll. Und für die Dinge, die uns üblicherweise begegnen, an die wir gewöhnlich denken, ist es klar, ob wir sie

<sup>20</sup> PhU 381.

<sup>21</sup> Vgl. PhU 69–71, 76 f., 84 und 87 f.

als „Sessel“ bezeichnen sollen oder nicht. Wenn wir aber einem Ding begegnen, das, obwohl von sesselartiger Form und Konsistenz, seine Größe dauernd änderte und in unerklärlicher Weise auftauchte und verschwände, so wüßten wir nicht mehr, was wir sagen sollten<sup>22</sup>. Diese Unklarheiten ließen sich nur durch neue sprachliche Konventionen beseitigen. In vielen Fällen ist also die Frage, ob wir ein Wort anwenden können oder nicht, keine Tatsachenfrage, sondern eine Frage der Konvention, neuerlicher Festsetzungen über den Sprachgebrauch.

Zum anderen weist Wittgenstein darauf hin, daß sich nicht jedem Prädikat  $F$  ein einheitliches Attribut zuordnen läßt, das genau den Dingen zukommt, auf die  $F$  angewendet werden kann. Wittgenstein diskutiert das in den „Philosophischen Untersuchungen“ für die beiden Prädikate „Spiel“ und „Zahl“ ausführlich und kommt zu dem Ergebnis, daß zwischen den Objekten, auf die ein Prädikat angewendet werden kann, im allgemeinen nur eine gewisse „Familienähnlichkeit“ besteht, so daß auch aus diesem Grund die Annahme zu verwerfen ist, daß der Gebrauch eines Prädikats durch ein scharfes begriffliches Anwendungskriterium festgelegt sei<sup>23</sup>.

Diesen Phänomenen der Offenheit der Prädikate und der Familienähnlichkeit kann man aber auch dadurch gerecht werden, daß man die Anwendungskriterien in den Gebrauchsregeln für Prädikate nicht durch klassifikatorische Begriffe festlegt, sondern durch Ähnlichkeitsrelationen und Beispielsklassen. So könnte man z. B. unter Bezugnahme auf eine Relation ‚ $s$  und  $t$  sind farbähnlicher als  $u$  und  $v$ ‘ und auf Beispielsklassen für Objekte, die „rot“, „blau“, „gelb“ usw. genannt werden sollen (und deren Elemente untereinander farbähnlicher sind als die Elemente verschiedener Beispielsklassen) das Anwendungskriterium für das Prädikat „rot“ so formulieren: „ $a$  heißt ‚rot‘ genau dann, wenn  $a$  zur Beispielsklasse der roten Objekte gehört oder einem Element dieser Klasse farbähnlicher ist als allen Elementen der anderen Beispielsklassen“<sup>24</sup>.

Zum ersten Argument Wittgensteins von der Priorität der sprachlichen Regeln für den Gebrauch von Prädikaten gegenüber den Begriffen ist aber folgendes zu sagen<sup>25</sup>: Die These, daß wir begriffliche Unterscheidungen mit der Sprache erlernen, daß unser begrifflicher Horizont durch unsere Sprache bestimmt wird, enthält sicherlich eine erkenntnistheoretisch sehr bedeutsame Einsicht, und wir werden auf diesen Gedanken unten noch zurückkommen müssen, weil sich ohne ihn weder Wittgensteins Position noch das Problem des Zusammenhangs von Wortgebrauch und Wortbedeutung angemessen darstellen läßt. Man darf aber diesen Gedanken, wie es im Anschluß an Wittgenstein oft ge-

<sup>22</sup> Vgl. PhU 80.

<sup>23</sup> Vgl. PhU 65–67.

<sup>24</sup> Da dieser Gedanke an anderer Stelle genauer ausgeführt werden soll, kann hier diese kurze Andeutung genügen.

<sup>25</sup> Von dem formalen Einwand, daß sich Regeln durch Begriffe und einen deontischen Operator („es ist erlaubt“) definieren lassen, so daß man anstelle des Regelbegriffs auch den Begriff ‚Begriff‘ als Grundbegriff verwenden kann, wollen wir hier absehen, da er dem erkenntnistheoretischen Aspekt der Frage nicht gerecht wird.



schieht, doch nicht verabsolutieren. Hätten wir ohne Sprache nicht die Möglichkeit qualitativer Unterscheidungen, so könnten wir auch keine Sprache erlernen, denn das Erlernen einer Sprache setzt doch zumindest die Möglichkeit voraus, sprachliche Ausdrücke voneinander zu unterscheiden. Tatsächlich besteht eine enge Wechselwirkung zwischen Sprache und Erfahrung, in der Erfahrungen und vorsprachliche Unterscheidungen Ausdrucksmöglichkeiten begründen und neue Ausdrucksformen eine genauere Bestimmung des Erfahrens ermöglichen. Im Großen gesehen werden dabei aber die Impulse, die von der Erfahrung zur Sprache verlaufen und die (in einer etwas irreführenden Terminologie) die realistische Semantik hervorhebt, nicht schwächer sein, als die Impulse, die von der Sprache zur Erfahrung verlaufen und die Wittgenstein, wie viele andere Sprachphilosophen von W. v. Humboldt bis B. L. Whorf, herausstellt.

Wenn wir danach, auch bei Berücksichtigung der Abhängigkeit des Begriffsvermögens vom Sprachvermögen, Wittgensteins Argumente gegen die Auffassung vom Erlernen der Prädikate über die induktive Auszeichnung von Anwendungskriterien zunächst abweisen können, so bleibt doch eine wesentliche Schwierigkeit, die sich mit dieser Auffassung verknüpft: Es gibt ja unendlich viele Hypothesen über  $R(F)$ , die mit Beispielen aus  $K(F)$  und  $K^*(F)$  verträglich sind, und durch neue Anwendungen von  $F$  werden alle Annahmen, die nicht widerlegt werden, in gleicher Weise bestätigt. Das induktive Verfahren, bei dem nur eine endliche Erweiterung der Beispielsklassen  $K(F)$  und  $K^*(F)$  vorgenommen wird, wird also nur dann funktionieren, wenn sich eine Vorauswahl unter den Hypothesen über  $R(F)$  treffen läßt, so daß mit praktischer Sicherheit von vornherein nur endlich viele Hypothesen in Betracht gezogen werden müssen. Wie läßt sich aber eine solche Vorauswahl begründen?

Diese Frage stellt sich in ähnlicher Weise auch im Zusammenhang mit der These Quines von der Indeterminiertheit der Übersetzungen, und daher wollen wir zunächst diese These diskutieren, bevor wir eine Antwort versuchen.

## 2. Quines These von der Indeterminiertheit der Übersetzungen

In seinem Buch „Word and Object“ hat Quine eine umfassende Darstellung seiner sprachphilosophischen Gedanken unternommen. Der pragmatische Ansatz dieser Gedanken wird gleich in der Einleitung deutlich, wo es heißt:

„Language is a social art. In acquiring it, we have to depend entirely on intersubjectively available cues as to what to say and when. Hence there is no justification in collating linguistic meanings, unless in terms of men's dispositions to respond overtly to socially observable stimulations<sup>26</sup>.“

Aus der Einsicht, daß wir die Sprache nur durch ihren Gebrauch lernen, folgt für Quine die grundlegende These seines Buches von der Indeterminiertheit der Übersetzungen<sup>27</sup>. Diese These formuliert Quine so:

<sup>26</sup> WO IX.

<sup>27</sup> Vgl. WO, Kapitel II.

I. „The infinite totality of sentences of any given speaker's language can be so permuted, or mapped onto itself, that (a) the totality of the speaker's dispositions to verbal behavior remains invariant, and yet (b) the mapping is no mere correlation of sentences with equivalent sentences, in any plausible sense however loose<sup>28</sup>.“

Obwohl der Term „equivalent“ nirgends näher erläutert wird, steht er doch offenbar für eine irgendwie bestimmte Bedeutungsgleichheit. Die These besagt also: Aus dem Gebrauch einer Sprache läßt sich die Bedeutung ihrer Ausdrücke nicht eindeutig bestimmen; mit dem Gebrauch einer Sprache sind drastisch verschiedene Interpretationen verträglich.

Diese These läßt sich nun in besonders durchsichtiger Weise formulieren, wenn man anstelle der Abbildung einer Sprache auf sich selbst die Übersetzung einer Sprache in eine andere betrachtet, die nur auf Kriterien des Gebrauchs der Wörter Bezug nimmt:

II. „... manuals for translating one language into another can be set up in divergent ways, all compatible with the totality of speech dispositions, yet incompatible with one another<sup>29</sup>.“

In dieser Formulierung läßt sich die These am besten am Beispiel zweier einfacher Sprachen  $S_1$  und  $S_2$  präzisieren: Wir wollen annehmen,  $S_1$  und  $S_2$  seien Sprachen der elementaren Prädikatenlogik, die sich nur in ihrem Alphabet, nicht aber in ihren Formregeln unterscheiden, d. h. in der Art und Weise, wie sie Ausdrücke der verschiedenen syntaktischen Kategorien, die Terme (Eigennamen und Prädikate verschiedener Stellenzahl) und Sätze abgrenzen. Die Ausdrücke von  $S_1$ , bzw.  $S_2$  seien im Sinne der Interpretation  $V_1$ , bzw.  $V_2$  gedeutet, die über den Gegenstandsbereichen  $\gamma_1$ , bzw.  $\gamma_2$  erklärt sind, so daß also diese Mengen alle Objekte enthalten, über die man in  $S_1$ , bzw.  $S_2$  sprechen kann<sup>30</sup>.

Es sei nun  $X$  eine Person, welche die Sprache  $S_1$  spricht und die ihr fremde Sprache  $S_2$  aus dem Gebrauch, den die Angehörigen der Sprachgemeinschaft – wir können auch einen davon,  $Y$ , herausgreifen – von den Ausdrücken dieser Sprache machen.

Zur Vereinfachung wollen wir annehmen, daß  $X$  aus diesem Sprachgebrauch zunächst einmal die Syntax (die Grammatik) von  $S_2$  ablesen kann (von der wir annehmen, sie sei mit der von  $S_1$  identisch). Ferner soll  $X$  aus dem Sprachgebrauch entnehmen können, wie die logischen Operatoren von  $S_2$  semantisch charakterisiert sind<sup>31</sup>.

<sup>28</sup> WO 27.

<sup>29</sup> WO 27.

<sup>30</sup> Es genügt hier, eine extensionale Semantik zugrunde zu legen, da Quine nicht nur eine intensionale, sondern auch eine extensionale Verschiedenheit der verschiedenen, nach dem Sprachgebrauch möglichen Übersetzungen behauptet. – Eine genauere Beschreibung der Eigenschaften prädikatenlogischer Sprachen und ihrer Interpretationen ist für das folgende nicht erforderlich.

<sup>31</sup> Quine sagt: „Truth functions can be translated“ (WO 68). Wir können darüber hinaus annehmen, daß sich z. B. auch der Existenzoperator  $\forall x \dots$  (es gibt ein Ding  $x$ , so daß ...) übersetzen läßt. Denn dafür braucht man nicht die Identität der Objektbereiche  $\gamma_1$  und  $\gamma_2$  (WO

Danach können wir zunächst folgende Bedingungen für eine Übersetzung festhalten:

III. Eine *Übersetzung* von  $S_2$  in  $S_1$  ist eine Funktion  $\varphi$ , für die gilt:

a)  $\varphi$  bildet die Terme und Sätze von  $S_2$  auf Ausdrücke gleicher syntaktischer Kategorie von  $S_1$  ab<sup>32</sup>.

b)  $\varphi$  ist operationstreu gegenüber den gemeinsamen Formregeln von  $S_1$  und  $S_2$ <sup>33</sup>.

c)  $\varphi$  bildet die logischen Operatoren von  $S_2$  auf semantisch gleichwertige logische Operatoren von  $S_1$  ab.

Diese Bedingungen (a) bis (c) sind Kriterien für Übersetzungen – das ist unsere idealisierende Annahme – die  $X$  unabhängig von einer Kenntnis der speziellen Interpretation  $V_2$  von  $S_2$  überprüfen kann.

Man kann nun das spezifisch semantische Problem der Übersetzung so formulieren: Welche zusätzlichen Kriterien für Übersetzungen ergeben sich für  $X$  aus dem Sprachgebrauch von  $Y$ , was kann  $X$  aus dem Sprachgebrauch von  $Y$  über  $V_2$  entnehmen? Dafür sind nun die Sätze von  $S_2$  entscheidend, die  $Y$  verwendet, um etwas zu beschreiben, was sowohl von ihm selbst, wie von  $X$  direkt beobachtet werden kann.

Wir wollen mit Quine annehmen, daß  $X$  feststellen kann, ob ein Satz  $\Phi$  von  $S_2$ , den  $X$  in einem bestimmten Augenblick  $t$  äußert, das Wahrnehmungsfeld  $W$  von  $X$  in  $t$  (partiell) beschreibt, d. h. sich auf etwas bezieht, was  $X$  in  $t$  wahrnehmen kann<sup>34</sup>.  $X$  wird dann einen solchen Satz  $\Phi$  von  $S_2$  in einen Satz von  $S_1$  übersetzen, der ebenfalls  $W$  beschreibt.

Wir können dann als eine letzte Bedingung in die Definition des Quineschen Übersetzungsbegriffs aufnehmen<sup>35</sup>:

60 f.), sondern  $\forall x \dots$  ist in  $S_2$  bereits dann als Existenzquantor charakterisiert, wenn alle Sätze der Form  $A(a) \supset \forall x A(x)$  als gültig angesehen werden und wenn alle Sätze der Form  $\forall x A(x) \supset C$  immer dann als gültig angesehen werden, wenn alle Sätze der Form  $A(a) \supset \supset$  als gültig angesehen werden (und wo  $a$  nicht in  $C$  und  $\forall x A(x)$  vorkommt). Dabei steht „ $\supset$ “ für die materiale Implikation und  $A(a)$  besage, daß der durch  $a$  bezeichnete Gegenstand die durch  $A$  bezeichnete Eigenschaft hat. – Hintikka hat in „Behavioral criteria for radical translation“, *Synthese* 19 (1968/69), S. 69–81, einen anderen Vorschlag zu einer semantischen anstelle einer syntaktischen Charakterisierung der Quantoren gemacht, der jedoch davon ausgeht, daß für beide Sprachen ein einheitlicher Individuenbereich zugrunde gelegt werden kann, was Quine in *WO* ausdrücklich verneint. Unser Vorschlag ist auch nicht von dem allerdings nicht sehr schwerwiegenden Einwand Quines gegen Hintikkas Vorschlag (1. c. S. 284–287) betroffen, daß es praktisch gelegentlich vorkommt, daß jemand einen Satz  $\forall x A(x)$  behauptet, ohne bereit zu sein, einen Satz der Form  $A(a)$  zu behaupten.

<sup>32</sup> D. h.  $\varphi$  bildet Eigennamen auf Eigennamen,  $n$ -stellige Prädikate auf  $n$ -stellige Prädikate und Sätze auf Sätze ab.

<sup>33</sup> D. h.: Setzt sich ein Term oder Satz  $\Phi$  von  $S_2$  aus Termen oder Sätzen  $\Psi_1, \dots, \Psi_n$  von  $S_2$  gemäß einer Formregel zusammen, so soll sich  $\varphi\Phi$  nach dieser Formregel aus den Ausdrücken  $\varphi\Psi_1, \dots, \varphi\Psi_n$  zusammensetzen.

<sup>34</sup> Wenn  $\Phi$   $W$  beschreibt, so soll das einschließen, daß  $\Phi$  wahr ist.

<sup>35</sup> Unsere Definition stellt eine Vereinfachung und Modifizierung von Quines Übersetzungsbegriff dar. Da es uns hier nur um die These der Indeterminiertheit der Übersetzungen geht, haben wir nur die Bestimmungen des Quineschen Begriffes in (III) aufgenommen, auf denen diese These beruht.

d) Für alle Sätze  $\Phi$  von  $S_2$  und alle Wahrnehmungsfelder  $W$  von  $X$  gilt:  $\Phi$  beschreibt  $W$  genau dann, wenn  $\varphi\Phi$   $W$  beschreibt<sup>36</sup>.

Die These der Indeterminiertheit der Übersetzungen läßt sich dann so aussprechen: Für vorgegebene  $\varphi$  und  $V_1$  ist  $V_2$  durch die Bedingungen (a) bis (d) nicht eindeutig festgelegt<sup>37</sup>. Diese Bedingungen sind u. a. damit verträglich, daß  $\gamma_1$  und  $\gamma_2$  kein gemeinsames Element enthalten und daß für alle Terme  $\alpha$  von  $S_2$  die Interpretationen  $V_2(\alpha)$  und  $V_1(\varphi\alpha)$  verschieden sind, daß also die Übersetzungen der Ausdrücke von  $S_2$  gänzlich andere Bedeutungen haben als diese Ausdrücke selbst.

Die Gültigkeit dieser These hängt nun offenbar an der Bedingung (d). Ohne diese Bedingung wäre sie eine Trivialität. Die Frage ist also, inwieweit (d) die Übersetzung  $\varphi$  einschränkt.

Nehmen wir an,  $Y$  beschreibt mit einem einfachen Satz wie „ $a$  hat die Eigenschaft  $F$ “ ein Wahrnehmungsfeld von  $X$ , das z. B. einen in einer Wiese sitzenden Hasen darstellt.  $X$  weiß nun nicht, welchen Gegenstand  $Y$  mit „ $a$ “ bezeichnet und welche Eigenschaft mit „ $F$ “. Das Wahrnehmungsfeld, d. h. die Menge der Sinnesreize, die  $X$  in dem fraglichen Augenblick erfährt, läßt verschiedene (partielle) Beschreibungen zu, und  $Y$  kann mit seinem Satz ebensogut die Tatsachen beschreiben, daß die Wiese grün ist, als daß das in ihr sitzende Tier ein Hase ist. Über solche Unterschiede der Bedeutung kann nun der weitere Sprachgebrauch Auskunft geben, denn nicht alle Hasen sitzen in grünen Wiesen und nicht in jeder grünen Wiese sitzt ein Hase. Wenn also  $Y$  angesichts einer grünen Wiese ohne Hasen wieder sagt „ $a$  hat die Eigenschaft  $F$ “, so entfällt die zweite Deutungsmöglichkeit, sagt aber  $Y$  angesichts eines Hasen ohne Wiese „ $a$  hat die Eigenschaft  $F$ “, so entfällt die erste Deutungsmöglichkeit<sup>38</sup>.

Wenn es nun aber *konkomitante* Bestimmungen gibt, d. h. Bestimmungen, die immer zusammen auftreten, so besteht die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Deutungen durch den Sprachgebrauch zu unterscheiden, nicht mehr. Quine bringt als Beispiele konkomitanter Bestimmungen ‚Ding‘, ‚Dingteil‘ und ‚Ding zum Zeitpunkt  $t$ ‘<sup>39</sup>.

Quine sieht danach eine ähnliche Schwierigkeit für die Bedeutungsfestlegung aller Ausdrücke, wie sie Wittgenstein nur für privatsprachliche Ausdrücke sieht, d. h. für Ausdrücke, die für private Empfindungen, seelische Erlebnisse und dergleichen stehen, und wie er sie durch das Käferbeispiel illustriert: „Ange-

<sup>36</sup> Danach gilt nicht für alle Sätze  $\Phi$  von  $S_2$ :  $V_2(\Phi) = V_1(\varphi\Phi)$ , sondern nur für solche Sätze  $\Phi$ , die ein Wahrnehmungsfeld  $W$  beschreiben, insbesondere also für Beobachtungssätze. Andererseits besagt (d) für den Fall solcher Sätze mehr als diese Bedingung. – Wenn wir in (d) von allen Wahrnehmungsfeldern von  $X$  sprechen, so wird damit idealisierend angenommen, daß  $X$  in jeder Wahrnehmungssituation den auf diese Situation bezogenen Sprachgebrauch von  $Y$  überprüfen kann.

<sup>37</sup> In WO ist die These so formuliert, daß  $S_1$  eine mehrsortige Sprache ist, so daß sich  $S_2$  auf mehrere Teilsprachen von  $S_1$  abbilden läßt. Die Behauptung ist dann, daß für vorgegebene  $V_1$  und  $V_2$  die Abbildung  $\varphi$  nicht durch die Bedingungen (a) bis (d) eindeutig festgelegt ist.

<sup>38</sup> Quine sagt: „Observation sentences can be translated. There is uncertainty, but the situation is the normal inductive one.“ WO 68.

<sup>39</sup> Vgl. dazu WO 53 f.

nommen, es hätte jeder eine Schachtel, darin wäre etwas, was wir ‚Käfer‘ nennen. Niemand kann je in die Schachtel des anderen schauen . . . Da könnte es ja sein, daß jeder ein anderes Ding in seiner Schachtel hätte . . . Aber wenn nun das Wort ‚Käfer‘ dieser Leute doch einen Gebrauch hätte? – So wäre er nicht der der Bezeichnung eines Dings. Das Ding in der Schachtel gehört überhaupt nicht zum Sprachspiel . . . durch dieses Ding in der Schachtel kann ‚gekürzt werden‘; es hebt sich weg, was immer es ist<sup>40</sup>.“

Bei Quine entspricht der Schachtel das Wahrnehmungsfeld und dem Käfer das Ding in ihm, bzw. die Eigenschaft oder Beziehung, die durch einen Ausdruck von  $S_2$  bezeichnet wird.

Die These Quines geht also insofern weiter als die Aussagen Wittgensteins, daß sich nach ihr auch die Bedeutung, ja der Bezug von Eigennamen nicht eindeutig feststellen läßt, ja daß sich aus dem Sprachgebrauch nicht einmal ersehen läßt, von welchem Gegenstandsbereich in einer Sprache die Rede ist<sup>41</sup>.

Die Beispiele für Konkomitanten, die Quine angibt, wirken nun freilich wenig überzeugend – wie wir sehen werden, liegt das in der Natur der Sache. Aber selbst wenn man solche Konkomitanten nicht annimmt, bleibt folgende Übersetzungsschwierigkeit: Jedes Wahrnehmungsfeld  $W$  von  $X$  läßt prinzipiell unendlich viele Beschreibungen zu, denn mit einem Satz  $F(a)$  ist z. B. auch der Satz  $F(a)$  oder  $G(a)$  eine Beschreibung von  $W$ .

Da aber die Menge der Wahrnehmungsfelder  $W$ , die  $X$  für die Analyse des Sprachgebrauchs von  $Y$  zur Verfügung steht, nur endlich ist –  $X$  soll ja aufgrund endlich vieler Beobachtungen des Sprachgebrauchs von  $Y$   $V_2$  bestimmen – besagt das, daß von unendlich vielen nach (a) bis (c) möglichen Hypothesen über  $V_2$  durch (d) nur endlich viele induktiv ausgeschaltet werden können. Alle übrigen verbleibenden Hypothesen sind gleichwahrscheinlich bzw. besser: gleich unwahrscheinlich.

Auch dieses Argument zeigt also, daß im Sinne von Quines These  $V_2$  durch  $V_1$  und  $\varphi$ , bzw. daß eine Übersetzung  $\varphi$  durch  $V_1$  und  $V_2$  nicht eindeutig festgelegt ist.

Vom Fall der Übersetzung auf den Fall des Erlernens einer Sprache zurückübertragen besagt die These Quines: Da wir jede Sprache nur durch ihren Gebrauch erlernen, können wir ihre Ausdrücke immer in verschiedener Weise deuten, solange diese nur mit dem Gebrauch übereinstimmt. Da aber die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks doch diejenige Deutung ist, die alle Menschen, die diese Sprache beherrschen, mit ihm verbinden, so kann man von einer Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks, die nicht in einer Weise seiner Verwendung besteht, nicht sprechen: Der Rest besteht nur aus subjektiven Vorstellungen und Assoziationen, die der einzelne mit den Wörtern verbindet.

<sup>40</sup> PhU 293.

<sup>41</sup> Andererseits ist die These Quines insofern schwächer als die Aussagen Wittgensteins über das Erlernen von Prädikaten, als er annimmt, daß wir die Gebrauchsregel für Beobachtungsprädikate induktiv erlernen können, daß wir also einem Prädikat  $F$  von  $S_2$  ein Prädikat  $\varphi F$  von  $S_1$  zuordnen können, so daß für alle Eigennamen  $a$  von  $S_2$  nach (d) gilt:  $V_2(F(a)) = V_1(\varphi F(a)) = V_1(\varphi F(\varphi a))$ .

Nun ist es aber doch faktisch so, daß wir uns über die Bedeutung von Wörtern sehr genau verständigen können: Wir wägen die Bedeutungsschattierungen eines englischen Satzes und seiner deutschen Übersetzung sehr genau ab, und wir diskutieren die Bedeutungsverwandtschaften und -verschiedenheiten deutscher Wörter im Detail. Es gibt tatsächlich keine konkurrierenden Wörterbücher Englisch-Deutsch, und es gibt keinen, nicht auch im Englischen mehrdeutigen Satz, für den es konkurrierende Übersetzungen ins Deutsche gäbe, die in keinem Sinn, „however loose“, äquivalent wären und zwischen denen wir demnach keine Entscheidung treffen könnten.

Auch spricht Quine ja tatsächlich über die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes und macht sprachlich einen Unterschied zwischen seinen Beispielen konkomitanter Bestimmungen. Es kann also nicht so sein, daß die Bedeutungsunterschiede, die wir üblicherweise meinen, sich durch den Sprachgebrauch nicht rechtfertigen lassen. Der Sprachgebrauch muß daher eine wesentlich genauere Bestimmung sprachlicher Bedeutungen erlauben, als das nach den Ausführungen Quines den Anschein hat. Insbesondere müssen sich die Kriterien für adäquate Übersetzungen wesentlich verschärfen lassen, so daß  $X$  aus dem Sprachgebrauch von  $Y$  entnehmen kann, über welche Dinge  $Y$  redet und welche Eigenschaften er ihnen zuspricht.

Wie aber läßt sich das erklären? Wie kann  $X$  aus dem Gebrauch, den  $Y$  in konkreten Situationen der Anwendung auf Beobachtbares von den Sätzen von  $S_2$  macht, die Bedeutung der Terme von  $S_2$  und den Gegenstandsbereich  $\gamma_2$  erkennen?

In einer solchen Situation ist  $X$  ein Wahrnehmungsfeld gegeben. Ob  $Y$  das gleiche oder ein ähnliches Wahrnehmungsfeld hat, weiß  $X$  nicht. Prinzipiell könnte es sein, daß  $Y$  eine ganz andersartige sinnliche Organisation hat als  $X$  und ganz verschiedene Sinnesreize erfährt. Es ist aber für  $X$  eine sehr naheliegende, um nicht zu sagen: selbstverständliche Hypothese, daß  $Y$  im wesentlichen das gleiche Wahrnehmungsfeld hat, wie er selbst. Das muß auch Quine voraussetzen, denn sonst kann  $X$  den Sprachgebrauch von  $Y$  gar nicht beobachten. Einen Aufschluß über die Bedeutung eines Satzes, den  $Y$  verwendet, erhält ja  $X$  nur dann, wenn er weiß, worauf sich dieser Satz bezieht.  $Y$  bezieht sich mit seinen Sätzen aber nicht auf das Wahrnehmungsfeld von  $X$ , sondern auf sein eigenes. – Hier, wie im folgenden, bestätigt die Ausnahme die Regel: Der eine nimmt Ton- oder Lichtsignale in Frequenzbereichen wahr, die dem anderen nicht mehr zugänglich sind. Aber es kommt uns hier auch nur darauf an, zu erklären, wie wir uns *in der Regel* verstehen, nicht darauf, zu zeigen, daß wir uns zwangsläufig *immer* verstehen müssen – was ja tatsächlich auch nicht der Fall ist.

Nun läßt das gleiche Wahrnehmungsfeld aber im allgemeinen verschiedene Bestimmungen zu:  $Y$  kann mit seinem Satz  $\Phi$  die eine Bestimmung meinen,  $X$  die andere, wie das Hasenbeispiel oben zeigte. Es gibt aber nicht beliebig viele Bestimmungen des Wahrnehmungsfeldes, die  $X$  für seine Deutung von  $\Phi$  in Betracht ziehen muß: Das Wahrnehmungsfeld von  $X$  ist kein bloßes „Gewühle der Empfindungen“, keine unorganisierte Menge von Sinnesreizen, die  $X$  erst

von sich aus in Form von Dingen mit Eigenschaften und Beziehungen gliedern müßte, sondern das Wahrnehmungsfeld ist von vornherein gegliedert. Diese Tatsache wird in der Wahrnehmungspsychologie sehr ausführlich belegt. Die augenfälligen Aspekte der Situation, die naheliegenden Bestimmungen, die  $X$  ohne weitere Überlegungen im Auge hat, sind, wo nicht eindeutig bestimmt, doch jeweils nur wenige. Es ist nun für  $X$  eine weitere naheliegende Hypothese, die durch die Kenntnisse, die  $X$  von  $Y$  hat, gestützt oder erschüttert werden kann, daß  $Y$  nicht nur die gleiche Sinnesorganisation hat, wie  $X$  selbst, sondern daß zwischen ihm und  $Y$  noch viel weitergehende biologische, psychologische, soziologische und kulturelle Gemeinsamkeiten bestehen, die bewirken, daß  $Y$  die gleichen Aspekte der Situation ins Auge fallen wie ihm selbst, und daß  $Y$  mit dem Satz einen dieser Aspekte ausdrückt. Die Abstufungen der Bedeutsamkeit der verschiedenen Aspekte für  $X$  bewirken in diesem Sinn, daß  $X$  seinen Deutungen von  $\Phi$  verschiedene subjektive Wahrscheinlichkeitsgrade zuordnen kann – unter Berücksichtigung wieder seiner Kenntnisse von  $Y$ . So kann  $X$  von vornherein viele Deutungsmöglichkeiten mit praktischer Sicherheit ausschließen, und zwischen den restlichen kann er dann induktiv durch den weiteren Sprachgebrauch von  $Y$  eine Auswahl treffen. Je größer die Gemeinsamkeiten zwischen  $X$  und  $Y$  sind, eine desto engere Vorauswahl kann  $X$  unter seinen Deutungshypothesen für  $\Phi$  treffen.

Dazu zwei Beispiele: Wenn eine dritte Person  $Z$  zu  $X$  und  $Y$  hinzutritt und  $Y$  zu  $X$  mit einer in Richtung von  $Z$  weisenden Gebärde sagt „Das ist  $a$ “, so kann  $X$  ziemlich sicher sein, daß der Ausdruck „ $a$ “ diesen  $Z$  bezeichnet, und nicht etwa das Raumvolumen, das  $Z$  gerade ausfüllt, den dritten Knopf an  $Z$ 's Weste, die Summe der Teile von  $Z$  oder einen momentanen Zustand von  $Z$  – es sei denn,  $Y$  ist Philosoph, aber das ist eben nicht die Regel. Und wenn  $Y$  angesichts einer Gruppe junger Mädchen einigen, die  $X$  als besonders attraktiv auffallen, das Prädikat „ $F$ “ zuspricht, anderen aber, die  $X$  als weniger attraktiv erscheinen, dieses Prädikat abspricht, so kann  $X$  ziemlich sicher sein, daß  $Y$  das Prädikat „ $F$ “ im Sinne einer Bedeutungsvarianten von „attraktiv“ verwendet – es sei denn,  $Y$  ist Misogyn, aber auch das ist nicht die Regel.

Die Deutung eines Prädikats  $F$  von  $S_2$ , dessen Verwendung  $X$  exemplarisch beobachtet, im Sinne eines Prädikats von  $S_1$  bewirkt dann auch, daß  $X$  das Prädikat  $F$  über die Klassen der Beispiele hinaus, die ihm  $Y$  gegeben hat, fortsetzen kann. Diese Fortsetzung wird natürlich um so unsicherer, als die neuen Gegenstände, auf die  $X$  das Prädikat  $F$  anwenden will, den Gegenständen der Beispielsklasse unähnlicher werden, aber das liegt im Sinne der Aussagen Wittgensteins über die Offenheit umgangssprachlicher Prädikate.

Endlich liegt es für  $X$  aufgrund der obigen Überlegungen auch nahe, den Gegenstandsbereich  $\gamma_2$  von  $S_2$  als Menge aller konkreten Dinge der Art zu bestimmen, wie sie durch Eigennamen von  $S_2$  bezeichnet werden, die  $X$  bereits erlernt hat. Im wesentlichen wird also  $X$  von der Hypothese ausgehen, daß  $Y$  über die gleichen Dinge spricht, die er selbst für gewöhnlich im Auge hat.

Wie kann aber  $X$  die Sätze von  $Y$  deuten, wenn er selbst noch keine Sprache beherrscht und damit noch keinen Vorrat von Begriffen für mögliche Deutun-

gen hat, wenn *X* also in der Situation des Kindes ist, das erst sprechen lernt? Die Einzelheiten dieses Lernprozesses gehen die Entwicklungspsychologie an. In unserem Zusammenhang interessiert nur die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit eines Sprachverständnisses in dieser Situation.

Wenn es so wäre, daß eine Unterscheidung von Gegenständen und ihre qualitative Bestimmung überhaupt erst mit sprachlichen Mitteln möglich wäre, so könnte man, wie schon oben betont wurde, nie eine Sprache erlernen, da ja auch die Unterscheidung sprachlicher Ausdrücke und die Erfassung von Situationen, auf die sie sich beziehen, solche Bestimmungen voraussetzt. Auch das noch nicht sprechende Kind hat aber bereits eine Umwelt im Sinne der Umwelttheorie Jakob von Uexkülls<sup>42</sup>. Diese Umwelt ist gegliedert in Dinge und Vorgänge, die für das Kind bedeutungsvoll sind – nun nicht im Sinn einer Zeichenbedeutung, sondern im Sinn einer Bedeutsamkeit, einer Rolle, die sie im Gesamtzusammenhang seiner Lebensform spielen, einer „Erlebnistönung“, einer „Valenz“ für das Kind. Auch für das Kind ist die Welt so bereits gegliedert, und seine Aufmerksamkeit richtet sich in bestimmten Situationen auf bestimmte Dinge und Qualitäten. Diese Dinge und Qualitäten begreift das Kind in den ersten Worten, die es lernt. Diese vorsprachlichen Bestimmungen haben sicherlich noch einen sehr breiten Vagheitsspielraum, den das Kind erst mit zunehmender Erfahrung und Sprachbeherrschung einzuengen lernt. Wichtig ist nur, daß wir in der Existenz vorsprachlicher qualitativer Bestimmungen eine Basis finden können für die Deutung sprachlicher Ausdrücke, für die Erlernung ihres Gebrauchs aus Einzelfällen ihrer Anwendung.

Die Existenz vorsprachlicher qualitativer Bestimmungen ist auch für den Sprachkundigen noch feststellbar. So können wir gewisse Farben, Geräusche, Gerüche etc. identifizieren, ohne über einfache sprachliche Beschreibungen dafür zu verfügen.

Die Existenz vorsprachlicher qualitativer Bestimmungen erkennt auch Quine an, wenn er sagt: „In effect therefore we must credit the child with a sort of prelinguistic quality space.“<sup>43</sup> Entscheidend für die Möglichkeit, die Interpretationshypthesen mit subjektiven Wahrscheinlichkeiten zu belegen und so induktiv zur eindeutigen Auszeichnung von Bedeutungen zu kommen, ist aber darüber hinaus die Bedeutsamkeit, die einzelne Aspekte der Welt für uns haben. Erst diese Bedeutsamkeit der Dinge und Eigenschaften bewirkt, daß man bei der Bedeutungszuordnung wesentlich über den Rahmen der Quineschen These von der Indeterminiertheit der Übersetzungen hinausgehen kann, daß die Grenzen der Bestimmbarkeit des beobachtbaren Sprachgebrauchs nicht mit den Grenzen der Bestimmbarkeit der sprachlichen Bedeutungen zusammenfällt, wie es diese These behauptet. Nun hat zwar auch Quine einmal auf eine „tendency to respond in different degrees to different differences“ angenommen – z. B. „more tendency to dissociate the ball from its surroundings than to dis-

<sup>42</sup> Vgl. J. v. Uexküll: *Umwelt und Innenwelt der Tiere*, Berlin <sup>2</sup>1921, und *Theoretische Biologie*, Berlin <sup>2</sup>1928.

<sup>43</sup> WO 83.



sociate its parts from one another“<sup>44</sup> – und sie als Voraussetzung für die Erlernung einer Sprache bezeichnet, er hat diese Tendenz aber bei der Begründung seiner Indeterminiertheitsthese in „Word and Object“ nicht mit in Betracht gezogen.

Es liegt nun der Einwand nahe, wir hätten die Aussagen Quines in „Word and Object“ nicht richtig interpretiert. Denn Quine würde schon die These (I) nicht so ausdrücken, wie wir das getan haben, als wir sagten: „Aus dem Gebrauch einer Sprache läßt sich die Bedeutung ihrer Ausdrücke nicht eindeutig bestimmen“, denn für Quine sind Bedeutungsunterschiede immer Unterschiede im Gebrauch<sup>45</sup>. Ferner nimmt Quine bei seinen Überlegungen gerade nicht an, daß die Sprachen *S1* und *S2* eine identische oder auch nur analoge syntaktische Struktur haben<sup>46</sup>, er bezieht sich nicht auf Sprachen, für die weitergehende kulturelle Gemeinsamkeiten bestehen, die eine Übersetzung im Sinne unserer Ausführungen nahelegen würden. Quine bezieht sich für die Unbestimmtheit der Übersetzung auch nicht auf solche einfachen Beobachtungssätze, wie wir sie betrachtet haben, sondern eher auf theoretische Sätze wie „Neutrinos haben keine Masse“<sup>47</sup>, und endlich untersucht er das Übersetzungsproblem gerade nicht anhand solcher Sprachen wie Englisch und Deutsch, für die nach seiner Ansicht besondere Verhältnisse vorliegen<sup>48</sup>.

Wenn wir uns so im Detail erheblich von Quine entfernt haben, so haben wir doch das zentrale Problem der Indeterminiertheitsthese behandelt. Denn was zunächst unsere Formulierung der These (I) angeht, so wird diese These trivialerweise falsch, wenn man im pragmatischen Sinne Bedeutung und Gebrauch identifiziert und damit die nichtäquivalenten Sätze als in ihrem Gebrauch verschieden auffaßt. Man kann die These pragmatisch auch nicht so deuten, daß der Gebrauch der nichtäquivalenten Sätze zwar derselbe ist, nicht aber der Gebrauch der in ihnen vorkommenden Terme, denn ein Unterschied im Gebrauch der Terme ist doch nichts anderes als ein Unterschied im Gebrauch von Sätzen, in denen sie vorkommen<sup>49</sup>.

Quine begründet die These (II) nun so, daß sich nicht alle Argumente auf den Fall (I) übertragen lassen. Nun stellt aber auch für Quine (I) die interessantere Behauptung dar<sup>50</sup>. Insofern haben die zusätzlichen Argumente für (II) weniger Gewicht. Quine sagt z. B., daß eine synonyme Übersetzung nicht zu erreichen sei, wenn die syntaktischen Strukturen der beiden Sprachen gänzlich verschiedenartig seien, wenn die Sätze einer Sprache z. B. nicht die Subjekt-Prädikat-Struktur der Sätze der anderen Sprache hätten. Aber es hat wohl auch niemand bestritten, daß hinreichend verschiedene Sprachen sich nicht syn-

<sup>44</sup> Vgl. „The scope and language of science“ (1957), abgedruckt in „The Ways of Paradox and Other Essays“, New York 1966, hier S. 218.

<sup>45</sup> Vgl. WO 26.

<sup>46</sup> Vgl. WO 53.

<sup>47</sup> Vgl. WO 76.

<sup>48</sup> Vgl. WO 28, 76.

<sup>49</sup> Vgl. WO 79.

<sup>50</sup> Vgl. WO 78.

onym ineinander übersetzen lassen. Diese Verschiedenheit entfällt aber im Fall der These (I). Ebenso bedingen natürlich starke kulturelle Verschiedenheiten erhebliche Übersetzungsschwierigkeiten, und man wird die übersetzten Sätze immer relativ zu einer Übersetzung der fundamentalen Annahmen über die Welt verstehen müssen, von denen die fremde Sprachgemeinschaft ausgeht. Auch diese Schwierigkeit tritt aber im Fall (I) nicht auf.

Für die These (I) aber bleiben im wesentlichen folgende beiden Argumente: Zunächst ist für Quine die Synonymität zweier Sätze immer nur eine Reizsynonymität, wobei zwei Sätze als *reizsynonym* gelten, wenn sie unter den gleichen Reizbedingungen (wir sprachen von gleichen Wahrnehmungsfeldern) bejaht werden<sup>51</sup>. Aus der Reizsynonymität folgt für Quine aber nicht die Synonymität im üblichen Sinn<sup>52</sup>. Unser oben vorgetragenes Argument läuft nun genau darauf hinaus, daß man über die Reizsynonymität hinaus zur Synonymität von Sätzen und damit zur Synonymität der in ihnen vorkommenden Terme gelangen kann.

Weiterhin behauptet Quine, daß sich für theoretische Sätze nicht einmal eine Reizsynonymität definieren läßt<sup>53</sup>. Wenn man aber unserem Argument folgend eine Synonymität der Beobachtungsterme annehmen kann, so läßt sich eine Synonymität für theoretische Terme z. B. so definieren: Die Folge der theoretischen Terme  $t_1 \dots t_n$  einer Theorie  $T1$  ist synonym mit der Folge  $s_1, \dots, s_n$  der theoretischen Terme der Theorie  $T2$ , wenn die Axiome von  $T1$  bei Ersetzung der  $t_i$  durch die  $s_i$  ( $i = 1, \dots, n$ ) und einer evtl. Ersetzung von Beobachtungstermen durch synonyme andere in die Axiome von  $T2$  übergehen.

Entscheidend ist also für Quines Überlegung die Behauptung, daß man von der Reizsynonymität nicht zur Synonymität im üblichen Sinn übergehen kann, und diese Behauptung haben wir oben behandelt.

### 3. Wittgensteins Aussagen über den Anteil der Sprache am Begriffsvermögen

Wir haben bisher das Problem, wie wir die Bedeutungen der Wörter aus ihrem Gebrauch erlernen, im Gegensatz zu Wittgenstein und Quine im wesentlichen von einem realistischen Standpunkt aus behandelt – von einem etwas gemilderten Realismus aus freilich, bei dem man nicht allzu freizügig mit Bedeutungsentitäten operiert und einen Anteil der Sprache am Begriffsvermögen in Rechnung stellt, aber doch unter der Annahme, daß es sprachunabhängige Unterscheidungen und Begriffe gibt, denn diese Annahme erschien uns für die Darstellung der Tatbestände am angemessensten.

Unsere Analyse würde aber doch letztlich inadäquat bleiben, wenn sie nicht durch die erkenntnistheoretischen Gedanken ergänzt würde, die sich im ersten Abschnitt bereits angedeutet haben. Diese erkenntnistheoretische Problematik, die sich unter dem Stichwort „Anteil der Sprache an der Erfahrung“ auftut, ist

<sup>51</sup> Vgl. WO 32 f, 46.

<sup>52</sup> Vgl. WO 46.

<sup>53</sup> Vgl. WO 64 f.

nun freilich viel zu umfangreich, als daß sie im Rahmen dieses Aufsatzes in ihrer ganzen Breite oder mit ausreichender Gründlichkeit behandelt werden könnte. Dennoch soll versucht werden, jedenfalls in Form eines kurzen Hinweises, einige Ideen aufzuzeigen, die von da her für die hier besprochene Problematik wichtig werden.

Wir haben oben Wittgenstein zitiert, der in den „Philosophischen Untersuchungen“ darauf hinweist, daß empirische Prädikate nicht sprachunabhängig vorgegebene begriffliche Unterscheidungen ausdrücken, sondern daß wir begriffliche Unterscheidungen erst mit den Prädikaten erlernen; erst indem man lernt, wie das Prädikat „rot“ gebraucht wird, lernt man, die Dinge in rote und nichtrote zu unterscheiden: „Wie erlerne ich, daß diese Farbe rot ist?“ – Eine Antwort wäre: „Ich habe Deutsch gelernt.“<sup>54</sup> Wir haben demgegenüber oben betont, daß nicht alle Unterscheidungen sprachabhängig sein können, da wir sonst Sprache nicht erlernen könnten, daß es also vorsprachliche Unterscheidungen gibt, die dann als Grundlage der Spracherlernung im realistischen Modell dienen können.

Das ist zwar soweit richtig, aber doch unvollständig. Denn diese vorsprachlichen Unterscheidungen, die *prelinguistic qualities* Quines und die Bedeutsamkeiten und Valenzen Uexkülls, auf die wir uns bezogen haben, sind wesentlich anderer Art als die begrifflichen Unterscheidungen, die wir sprachlich formulieren. Sie sind auf das private Erleben eines Subjekts bezogen, die sprachlichen Prädikate hingegen legen Unterscheidungen fest, die sich auf eine objektive Wirklichkeit beziehen, die Welt, und nicht unser Erleben charakterisieren.

Was objektiv gilt, ist nun aber wesentlich auch dadurch bestimmt, daß es intersubjektiv gilt: Wir sind in der Regel nur dann bereit, einen Satz über die Welt als wahr zu akzeptieren, wenn sich eine intersubjektive Übereinstimmung im Sinne dieses Satzes herbeiführen läßt. Wenn man aber so die intersubjektive Übereinstimmung als ein Kriterium für objektive Tatsachen anerkennt, dann muß man auch sagen, daß uns, die wir zunächst vom eigenen Erleben ausgehen, die objektiven Tatsachen nicht unmittelbar zugänglich sind, sondern erst durch die Vermittlung der Sprache erschlossen werden, oder grundsätzlicher formuliert: daß die Welt erst durch die Sprache konstituiert wird. Denn die Feststellung, daß ein Sachverhalt intersubjektiv als bestehend anerkannt wird, setzt eine Verständigung mit den anderen voraus, und diese Verständigung geschieht durch die Sprache.

Betrachten wir als einfaches Beispiel das Prädikat „rot“! Bevor jemand – nennen wir ihn X – dies Prädikat (oder ein synonymes) erlernt hat, kann er nicht zwischen roten und nichtroten Dingen unterscheiden, denn er hat noch kein Mittel zur Verfügung, in diesem Punkt eine intersubjektive Übereinstimmung zu testen, die für ihn Kriterium einer objektiven Distinktion ist: Das Wort „rot“ ist erst das Mittel, mit dem er Übereinstimmung bezüglich der Klassifizierung der Dinge als rot oder nichtrot feststellen und somit diese objektive Klassifizierung erst durchführen kann. X kann zunächst nur zwischen Dingen

---

<sup>54</sup> PhU 381.

unterscheiden, die für ihn selbst eine gewisse Erlebnisqualität  $\text{Rot}_x$  haben, und anderen.

Damit nun  $X$  das Prädikat „rot“ erlernen kann aus dem Gebrauch, den die anderen davon machen, muß  $X$  in den Fällen, in denen sie dies Prädikat anwenden, hinreichend ähnliche Farbempfindungen haben. Wenn den verschiedenen Anwendungsfällen gänzlich verschiedene Empfindungen bei  $X$  entsprechen, könnte er den Gebrauch des Prädikats nicht erlernen, weil er kein Kriterium für seine Anwendung hätte. Das subjektive Merkmal  $\text{Rot}_x$  muß also ein hinreichend verlässliches Anwendungskriterium für das Prädikat „rot“ sein, so daß in der Regel gilt, daß „rot“ auf einen Gegenstand  $a$  angewendet wird bzw. angewendet werden kann, wenn  $a$   $\text{rot}_x$  ist. Die Korrelation zwischen  $\text{Rot}_x$  und  $\text{Rot}$  gilt aber nicht in allen Fällen, d. h. die Eigenschaft  $\text{Rot}_x$  ist weder ein notwendiges noch ein hinreichendes Kriterium für  $\text{Rot}$ : Nicht alles, was als rot erscheint, ist auch rot, und umgekehrt. Ein weißer Gegenstand kann unter rotem Licht den Farbeindruck  $\text{Rot}$  hervorrufen, ein roter Gegenstand unter grünem Licht hingegen den Farbeindruck Schwarz. Ferner werden die subjektiven Farbempfindungsähnlichkeiten etwas anders liegen als die objektiven Farbähnlichkeiten, denn damit das Wort „rot“ als intersubjektives Charakteristikum brauchbar ist, muß es nicht nur subjektiv als ähnlich Empfundenes umfassen, sondern auch intersubjektiv als ähnlich Empfundenes. Z. B. muß ein Ding für zwei Beobachter, die sich über seine Farbe verständigen wollen, von ihren verschiedenen Standpunkten aus, von denen es vielleicht unter verschiedener Beleuchtung erscheint, hinreichend ähnlich sein. Im Begriff  $\text{Rot}$  ist so das wirksam, was Quine den „objective pull“ nennt: ein Zug zur Vereinheitlichung des intersubjektiv Gleichartigen, der dem Zug zur subjektiv einfachsten Assoziation entgegensteht<sup>55</sup>. Quine sagt: „In general, if a term is to be learned by induction from observed instances where it is applied, the instances have to resemble one another in two ways: they have to be enough alike from the learner’s point of view, from occasion to occasion, to afford him a basis of similarity to generalize upon, and they have to be enough alike from simultaneous distinct points of view to enable the teacher and learner to share the appropriate occasions<sup>56</sup>.“

Im Sinne dieser Überlegungen kann man also das vorstehende Zitat aus den „Philosophischen Untersuchungen“ interpretieren, daß man erst mit dem Prädikat „rot“ (objektiv) rote und nichtrote Dinge zu unterscheiden lernt.

Auch die Aussagen Wittgensteins, die besagen, daß die Anwendungskriterien für Prädikate Kriterien der sprachlichen Übereinstimmung sind, läßt sich nun besser verstehen: Ob  $a$  rot ist, hängt nicht von dem subjektiven Anwendungskriterium ab, daß  $a$  als rot erscheint, sondern davon, ob  $a$  objektiv rot ist, und das heißt – da das objektiv Gültige wesentlich durch das intersubjektiv Gültige bestimmt wird – ob wir in der Beurteilung von  $a$  als rot übereinstimmen, und das wiederum heißt, ob wir in der Anwendung des Prädikats

<sup>55</sup> WO § 2.

<sup>56</sup> WO 7.

„rot“ auf *a* übereinstimmen. Auch in das Anwendungskriterium  $R(W)$ , das wir oben als Tatsachenkriterium der generellen sprachlichen Konvention über den Gebrauch des Wortes *W* gegenübergestellt hatten, gehen so in erkenntnistheoretischem Aspekt Bedingungen sprachlicher Übereinstimmung ein.

In diesem Sinn sagt Wittgenstein auch: „Zur Verständigung durch die Sprache gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen<sup>57</sup>.“ – „So sagst du also, daß die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und was falsch ist? – Richtig und falsch ist, was Menschen sagen; und in der Sprache stimmen die Menschen überein<sup>58</sup>.“ D. h.: Objektive Tatsachen werden wie objektive begriffliche Unterscheidungen sprachlich konstituiert, denn durch die sprachliche Übereinstimmung verständigen wir uns über das, was intersubjektiv gültig ist.

Im Fall privater Phänomene wie von Empfindungen und dergleichen, wo es keine direkte intersubjektive Beobachtbarkeit gibt und so keine Übereinstimmung möglich ist, entfällt der objektive Charakter der Tatsachen, und daher kann man hier mit Wittgenstein sagen: „... richtig ist, was immer mir ... als richtig erscheinen wird. Und das heißt, daß hier von ‚richtig‘ [im üblichen, objektiven Sinn] nicht geredet werden kann<sup>59</sup>.“

Wenn aufgrund dieser, notwendig stark vereinfachten und abgekürzten erkenntnistheoretischen Hinweise ein tieferes und angemesseneres Verständnis der Aussagen Wittgensteins möglich ist, als wir es im ersten Abschnitt erreichten, so sind sie doch zumindest in zwei Punkten noch zu ergänzen:

Einmal ist die intersubjektive Gültigkeit, wie sie sich in der Übereinstimmung im Sprachgebrauch manifestiert, nicht das einzige Kriterium für Objektivität. Der Bereich des objektiv Gültigen wird vielmehr wesentlich auch als ein Bereich bestimmt, in dem gesetzmäßige Ordnungen herrschen, in dem die Zustände und Vorgänge untereinander nach festen Regeln verbunden sind. So ist es auch ein wichtiges Kriterium dafür, daß wir einen Satz als wahr annehmen, daß er im Einklang steht mit allgemein akzeptierten Naturgesetzen, daß er in das Gesamtsystem unserer Annahmen über die Welt hineinpaßt.

Diese Bestimmung des Objektiven als eines systematisch kohärierenden Bereichs verstärkt den „objective pull“ Quines: Die Wörter der Sprache, mit denen wir Objektives beschreiben, werden nicht nur nach Empfindungskriterien verwendet, sondern sie werden im Einklang mit grundlegenden gesetzesartigen Aussagen gebraucht. So gebrauchen wir z. B. das Wort „rot“ nicht einfach nach Maßgabe einer intersubjektiven Übereinstimmung der Rotempfindungen, sondern so, daß u. a. die Sätze gelten: „Was rot ist, ist nicht grün“ und „Rotes Licht ist elektromagnetische Strahlung im Wellenlängenbereich von  $0.63 - 0.81 \times 10^{-4}$  cm“. Das sind Normen für den Gebrauch des Wortes „rot“, und diese Normen werden nicht im Sinn von Bedeutungspostulaten gewählt als

<sup>57</sup> PhU 242.

<sup>58</sup> PhU 241.

<sup>59</sup> PhU 258. – Die erläuternde Einschubung in eckigen Klammern ist nicht Teil des Zitats.

Aussagen, die aufgrund einer, vom System unserer Annahmen über die Welt unabhängig fixierten Bedeutung dieses Wortes gelten, sondern die Bedeutung von „rot“ wird umgekehrt so festgelegt (d. h. „rot“ wird so gebraucht), daß es in diesem System möglichst fruchtbar verwendet werden kann, daß es, wie Hempel sagt, einen möglichst großen *systematic import* hat, d. h. daß sich mit ihm solche fundamentalen Gesetze formulieren lassen<sup>60</sup>. Insofern hängen diese Gebrauchsnormen auch von unseren grundlegenden Annahmen über die Welt ab<sup>61</sup>.

Da nun das Gesamtsystem unserer Annahmen über die Welt nicht nur ein System ist, auf das man sich kraft einer willkürlichen Konvention geeinigt hat, sondern ein System, das sich zur Organisation der Erfahrung bewährt hat, läßt sich die Aussage, daß Tatsachen durch intersubjektive sprachliche Übereinstimmung im Urteil ausgezeichnet sind, keineswegs so verstehen, daß wir die Menge der Tatsachen durch willkürliche Vereinbarungen definieren: Im System unserer Annahmen spielen Konventionen eine wichtige Rolle, es ist aber keineswegs vollständig durch Konventionen bestimmt, sondern hat einen unübersehbaren empirischen Gehalt.

In die gleiche Richtung zielt auch eine zweite Ergänzung: Die Überlegung, daß auch das Anwendungskriterium  $R(F)$  für ein Prädikat  $F$  als Tatsachenkriterium unter der Bedingung der intersubjektiven Übereinstimmung steht, hebt den Unterschied zwischen der allgemeinen freien Konvention  $C(F)$  über den Gebrauch von  $F$  und  $R(F)$  natürlich nicht auf.  $R(F)$  ist durch die Konvention  $C(F)$  festgelegt. Daß aber  $R(F)$  im Falle eines bestimmten Gegenstandes  $a$  erfüllt ist bzw. nicht erfüllt ist, ist nicht wieder Sache freier Konvention – eine solche Konvention ist weder in  $C(F)$  enthalten ( $C(F)$  legt nicht fest, wie  $F$  im Falle von  $a$  zu verwenden ist; die allgemeine Regel über den Gebrauch von „rot“ legt nicht fest, welche Dinge rot sind), noch tritt hier eine neue Konvention ein (man hält keine Abstimmung darüber ab, ob  $a$  als „rot“ bezeichnet werden soll oder nicht). Ob  $R(F)$  im Falle von  $a$  erfüllt ist, ist vielmehr eine Frage der Tatsachen, die wir aufgrund von Erfahrung konstatieren<sup>62</sup>. Dafür, daß etwas, das wir aufgrund von Erfahrung konstatieren, als Tatsache zählt, ist es zwar Bedingung, daß sich darüber in der Regel eine intersubjektive Übereinstimmung erzielen ließe. Die Urteile jedoch, in denen wir übereinstimmen, werden nicht selbst wieder aufgrund einer Übereinstimmung gefunden, sondern die Übereinstimmung kommt dadurch zustande, daß wir in der Erfahrung dasselbe feststellen.

In diesem Sinn ist von den einschlägigen Äußerungen Wittgensteins viel-

<sup>60</sup> Vgl. dazu C. G. Hempel: *Fundamentals of taxonomy*, in „*Aspects of Scientific Explanation and Other Essays*“, New York 1966.

<sup>61</sup> Von einem anderen Ausgangspunkt her ist die Abhängigkeit der Bedeutung sprachlicher Terme von unseren Annahmen über die Welt insbesondere auch von W. V. Quine betont worden, vgl. dazu „*Two dogmas of empiricism*“ (1951), abgedruckt in „*From a Logical Point of View*“, Cambridge/Mass. 1953, und die sich an diesen Aufsatz anschließende Diskussion.

<sup>62</sup> Im Fall logisch-mathematischer Sätze hätte man hier und im folgenden statt „aufgrund von Erfahrung“ zu sagen „aufgrund von Beweisen“.

leicht auch die am treffendsten, wo er die Art und Weise des Gebrauchs eines Prädikats  $F$  mit einer Meßmethode und die Anwendung von  $F$  auf einen bestimmten Gegenstand  $a$  mit einer Messung vergleicht und sagt: „Eines ist, die Meßmethode zu beschreiben, ein anderes, Messungsergebnisse zu finden und auszusprechen.“ – Hier wird also die allgemeine Konvention  $C(F)$  über den Gebrauch von  $F$  (die Meßvorschrift) von den Anwendungen von  $F$  in Einzelfällen unterschieden, die sich nach dem durch  $C(F)$  festgelegten Anwendungskriterium  $R(F)$  (dem in der Meßmethode angegebenen Kriterium für den Wert der zu messenden Größe) vollziehen. – „Aber was wir ‚messen‘ nennen, ist auch durch eine gewisse Konstanz der Messungsergebnisse bestimmt<sup>63</sup>.“ – D. h. das Anwendungskriterium  $R(F)$  ist als Tatsachenkriterium nur dann brauchbar, wenn wir in den sprachlichen Urteilen, auf die es uns führt, in der Regel übereinstimmen. Die Übereinstimmung der Messungsergebnisse ist aber nicht ein Kriterium zur Gewinnung von Meßwerten, sondern für deren Verlässlichkeit, und so ist die Übereinstimmung im Urteil  $F(a)$  bzw. nicht- $F(a)$  nicht ein Kriterium für die Gewinnung dieses Urteils, sondern nur ein Kriterium für seine Verlässlichkeit.

---

<sup>63</sup> PhU 242.